

Feuerkugeln und Meteorsteine erschienen nicht selten im bunten Gemische; die Feuerkugeln schleudern mit einem lebhaften Krachen nicht selten Meteorsteine herab, und die Sternschnuppen mögen kleine Feuerkugeln sein, welche in einzelnen Fällen den, von den Alten öfters berichteten Steinregen bildeten, wobei man nur nicht gerade an große Mauer- oder Kieselsteine, wohl aber selbst an Meteorstaub denken darf, denn auch in neuerer Zeit ist oft eine Strecke Landes von kleinen und größeren Fragmenten solcher Art bedeckt worden. Die gleiche Natur solcher Feuerkugeln und Sternschnuppen und Meteorsteine zeigte sich öfters sehr lebhaft, z. B. den 9. Junius 1822, wo zu Angers in Frankreich Feuerkugeln und Sternschnuppen gemeinschaftlich am Firmament dahinzogen und die ersteren Meteorsteine zur Erde schleuderten, aber kaum den Durchmesser eines kleinen Lichtes hatten. In einer reinen Atmosphäre stellen sich überhaupt die Sternschnuppen dem Auge ganz anders dar, als bei uns in einer trüben Novemberrnacht, wenn:

„Der Wolkzug, des Mondes Sichel wankt.“

In solcher reinen Luft unterscheidet man Kopf und Schweif, wie bei einem Kometen und sie spielen nicht selten in den brillantesten Farben. Unter dem reinen Himmel Bokharas sah Alexander Burnes sie „gleich Raketen, 10—12 in der Stunde, feurig, roth, blau, bleich und weißlich“ hinziehen. In gleicher Art berichtet W. C. Harris von einer Nacht in der Tehamawüste, (auf dem Wege vom rothen Meere nach Südbabysinien), wo im Junius ein Regen von Meteoriten in Pfeilschneller Folge durch das zahllose Sternengebiet hinschoß und zeitweilig seinen Glanz überglänzte.“⁵⁾ Kurz gegen die Mitte des Novembers hin ist oft Gelegenheit, am Himmel so Manches zu sehen, was der menschliche Geist noch nicht ergründet, doch im Lauf der Zeit durch genauere mannichfache Beobachtung und bessere Instrumente zu ergründen Hoffnung hat.

auch ihm haben sich so berühmte Namen angeschlossen, daß selbst Männer wie D. Fort in Dresden Bedenken tragen, zwischen ihnen zu entscheiden. (S.: „Der Mond und sein Einfluß auf die Erde“ in dem trefflichen Dresdner wissenschaftlichen Jahrbuche v. Alex. Pesholdt, Leipz. v. Brock, 1845, S. 237 u. 238.) Uebrigens weichen Chladni und la Place nur über den Ursprung dieser Erscheinungen ab, den jener in dem allgemeinen Welttraume und dieser zunächst im Monde sucht.

5) W. C. Harris' Gesandtschaftsreise nach Choa. Deutsch von R. v. R. Stuttgart 1845 I. S. 109.

Was ist Wahlfreiheit?

(Eingekendet.)

Die Aufgabe für Wähler ist unstrittig, aus der Zahl der wahlfähigen Bürger die als Vertreter zu wählen, denen sie die Kenntniß ihrer Interessen, Unabhängigkeit des Urtheils, Festigkeit des Willens, Eifer für die gemeinschaftliche Sache, Gewissenhaftigkeit in der Entscheidung bei Meinungsverschiedenheit, Geschicklichkeit in Entwicklung der eigenen Meinung zutrauen können. Wenn daher ein Wähler seine Stimme abgeben will, und in dieser Absicht die Wahlliste zur Hand nimmt, so wird er gewiß nach bestem Wissen und Gewissen sich die Personen herausuchen, denen er jenes Zutrauen schenkt. Ganz unverfänglich wird es auch sein, wenn er mit einem oder ein Paar Freunden darüber zu Rathe geht, ohne daß er gerade mit ihnen eine bestimmte Wahl verabredet. Wer eine solche Beredung veranlaßt, der thut etwas, was sein Mißtrauen gegen seine Mitwähler eines Theils und gegen die Wählbaren zeigt. Wer aber sich an eine solche Beredung anschließt, der begiebt sich seiner Freiheit im Abstimmen und verhindert die Freiheit der Wahl überhaupt. Wird die Theilnahme an der Beredung auf eine größere Zahl ausgedehnt, so wird dadurch offenbar schon eine

kleine Macht gegen die freie Wahl der übrigen Bürgerschaft aufgestellt und nicht leicht wird dann ein Anderer gewählt werden, als Einer, der ihrer Partei zu entsprechen scheint. Geht man so weit, daß man Wahlcandidaten in öffentlichen Versammlungen vorschlägt, so giebt man zu erkennen, daß man der großen Masse der Wählenden die Fähigkeit frei oder ohne fremden Rath gut zu wählen nicht zutrauet oder abspricht, und den Wählbaren überhaupt ihre Freiheit zur Wahl zu gelangen benimmt, die Wahlliste also mit ihrer Bedeutung beschränkt. Geht man noch weiter und schlägt Personen, mag man sie namhaft machen oder nur durch Ziffern der Wahlliste bezeichnen, in öffentlichen Blättern vor, so erklärt man auf der einen Seite das Volk für unreif zur freien und selbständigen Sebarung in dem constitutionellen Leben, oder zertheilt dasselbe in Parteien und regt zu parteiischen Bewegungen in demselben an, stört daher durch leidenschaftliches Treiben das vernünftige und besonnene Wahlgeschäft, worin gerade die Freiheit der Wahl begriffen ist und lenkt der Natur der Sache nach die Wahl auf Parteimänner. Ob dadurch das wahre Interesse einer Bürgerschaft oder des Volks gefördert werde, dieß überlassen wir jedem Vernünftigen zur eigenen Beurtheilung. Aber erwähnen müssen wir noch, daß das Gesetz eine andere Wahlordnung vorschreibt, daß diese Art der Beredung, oder öffentlich die Wahl durch Worte oder Zahlen auf Personen zu lenken in dem Gesetze nicht liegt, sondern offenbar dem Geiste desselben widerspricht. Mit tiefer Betrübniß gewahrt daher jeder Freund gesetzlicher Ordnung dieß parteiische und muthmaßlich leidenschaftliche Umtreiben in den Zahlvorschlägen durch das Tageblatt. Allerdings ist es nicht juristisch gewiß, daß die Zahlen eben dieß bedeuten. Man stelle sich aber an die Stelle derer, welche nicht einmal Wahlmänner oder wählbar sind, mithin auch keine Wahllisten und also auch nicht den Schlüssel zu den Umtrieben, wofür sie notorisch gelten, haben; für diese muß eine solche Hieroglyphensprache etwas Unheimliches und sehr Beunruhigendes haben. Man weiß nicht, ob die gemeinschaftlichen Interessen verrathen oder verkauft sind. Im Allgemeinen aber ist es beklagenswerth, wenn das Gesetz, welches dem Volke Wahlfreiheit zutrauet und zuspricht, und den Parteien vorbeugen soll, solche Personen erleiden kann, oder wo nicht ungültig, doch gelähmt wird. Entweder muß das Gesetz gelten, oder, wenn es nichts taugt, geändert werden. Sonst haben wir eine Wahlanarchie.

Leipziger Stadttheater.

Wilhelm Tell.

Unsere Bühne hat es nie verabsäumt, an der Schillerfeier sich zu betheiligen, dieselbe mit Darstellung einer der Dramen des allen Deutschen befreundeten Dichters zu eröffnen. Für dieses Mal war Schillers dramatischer Schwanengesang gewählt, seine Freiheitstragödie, wie sie der von R. E. Preuß für diesen Abend gedichtete Prolog bezeichnet. Diese gelungene Dichtung wird auch diesem Blatte wohl nicht vorenthalten bleiben und so genüge die Bemerkung, daß das gefüllte Haus die glückliche Hindeutung auf die Verwandtschaft zwischen den physischen Kämpfen der Völker zur Zeit der Entstehung dieses Drama und den geistigen Kämpfen Deutschlands bei der heutigen Aufführung des Schauspiels tief empfand und anerkannte. Herr Richter sprach den Prolog mit ruhigem Anstande und Wärme. Die Aufführung gerade des Wilhelm Tell hat durch die Personenanzahl, den Versbau und durch den in vielen Scenen erman-gelnden Mittelpunkt einer Hauptperson ihre große Schwierigkeit; sie verfällt deshalb, ihres erhabenen Gegenstandes ungeachtet, leicht der Langeweile oder dem Lächerlichen. An Göthe's Faust hatte erst vor Kurzem die Direction erwiesen, daß sie auch die schwierigsten Meisterwerke deutscher Dichter zur befriedigenden Anschauung bringen kann. Gleiches hat sie offenbar nunmehr mit Schillers Tell unternommen, und wenn dessen Aufführung nicht der des Göthe'schen Stückes wird an der Seite stehen, so liegt ein vorzüglicher Grund in dem verschiedenen Baue beider

Dra
perfo
dium
Eifer
Gru
die
solch
sich
dieser
der
fünf
ist ei
und
Aber
perfo
muß
Stin
vorte
der
Mor
Wal
mark
als
Rel
ange
rechte
ersten

Eudw
Klonn
Delar
Präsid
Leibar
Chap
Lefevr
Mollie
Arma
Wadel
Rath
Germ
Louise
Ein
Ein
Ein
Zwei
Ein
Abge

14.

und
3 Uh
belege

in ha
gute
rancier